

Alexander Schweizer als Praktischer Theologe

Ralph Kunz

1. Alexander Schweizer als Ahne der Praktischen Theologie

1.1 *Wegweisende Sackgassen*

Zweifellos gehört Alexander Schweizer zur Ahnengalerie der Praktischen Theologie. Im (kurzen) Gedächtnis der Disziplingeschichte ist sein Name noch nicht vergessen.¹ Aber das Gedächtnis ist lückenhaft. Christian Moser hat deshalb die Aufgabe übernommen, ein paar der Lücken zu stopfen und das praktisch-theologische Forschen und Lehren Alexander Schweizers im Überblick darzustellen.² Dem praktischen Theologen Alexander Schweizer ist noch ein zweites Kapitel gewidmet. In diesem soll es darum gehen, das praktisch-theologische Denken Schweizers im Zusammenhang der Problem- und Theoriegeschichte des Faches zu beleuchten. Dass Schweizers Wirken in eine Phase der Kirchen- und Theologiegeschichte fällt, die ohne Übertreibung als »Achszeit« bezeichnet werden kann, ist ein weiterer Grund, sich mit ihm zu beschäftigen. Praktische Theologie muss ja vor Ort getrieben werden und ist – wenn sie wirklich für die Praxis praktiziert wird – immer *kontextuell*. Der Zürcher Theologe ist insofern ein typischer Vertreter des Faches in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als bei ihm die Spannung zwischen dem Anspruch einer universalen und kontextbezogenen Praxistheorie gleichsam mit Händen zu greifen ist. Schweizer hat mit einer *dezidiert reformierten* theologischen Praxis Weichen gestellt, die den Wandel der Institution der Landeskirche zur modernen Organisation der Volkskirche in die Wege leiteten. Sein Versuch, konfessionelle Identität und universalen Anspruch zu verbinden, machen ihn zu einem interessanten Gesprächspartner für alle, denen in den letz-

- 1 In der »Ahnengalerie« der Theoriegeschichte hat Schweizer einen Platz bekommen. Vgl. Christian *Grethlein*, Michael *Meyer-Blanck*, Geschichte der Praktischen Theologie: Dargestellt anhand ihrer Klassiker, Leipzig 2000, 1–65, 9f.
- 2 Vgl. den Beitrag von Christian Moser (»Forschung, Lehre, Praxis: Die praktisch-theologischen Wirkfelder Alexander Schweizers im Überblick«) in diesem Band.

ten Jahren die Formel »reformierte Identität« gefallen hat oder denen aufgefallen ist, wie inflationär sie verwendet wurde. Selbst wenn man – oder gerade weil man – zum Schluss kommen sollte, dass die Kirche heute mit einer solchen Praktischen Theologie »aufgrund protestantischer Prinzipien«³ in Sackgassen landen würde, lohnt sich eine kritische Lektüre seines Orientierungsversuches in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

1.2. Zur Gliederung

In einem ersten Schritt soll der *historische und kulturelle Kontext* (2.) von Schweizers Praktischer Theologie skizziert werden. In der gebotenen Kürze will ich auf diesem Hintergrund das praktisch-theologische Œuvre Schweizers kommentieren und einen Schwerpunkt in seinem Schaffen hervorheben. Grundlegend für das Verständnis von Schweizers Praktischer Theologie ist der *enzyklopädische Ansatz*.⁴ Schweizer ist also – gerade als praktischer Theologe – ein treuer Schüler seines Lehrers Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Er setzt gleichwohl eigene Akzente. Und das zeigt sich in der Zuordnung der Praktischen Theologie zum Gesamtsystem und in der Einteilung der Unterdisziplinen. In diesem System werden auch charakteristische Eigenheiten seiner *Homiletik* (3.) erkennbar. Sie sollen in den Vordergrund gestellt werden, weil an ihnen die Schaffensweise Schweizers exemplarisch erkennbar wird. Rückschlüsse auf andere Fächer sind erlaubt, da Schweizer immer bemüht war, den Gesamtzusammenhang aller praktischen Disziplinen zu wahren.⁵ Schließen möchte ich mit einer kritischen Würdigung von Schweizers theologischer Praxis (4.).

2. Zum Kontext

2.1 Praktische Theologie und theologische Praxis

Es ist ein Glücksfall, dass der vielseitige Theologe und Kirchenmann seinen Nachkommen autobiographische Aufzeichnungen hinterlassen hat.⁶ Bei der Lektüre wird deutlich, dass sich Schweizer nicht als Praktischer Theologe – im Sinne eines Spezialisten – verstanden hatte.

3 Alexander *Schweizer*, Pastoraltheorie oder die Lehre von der Seelsorge des evangelischen Pfarrers, Leipzig 1875, IV.

4 Vgl. dazu Dietrich *Rössler*, Grundriss der Praktischen Theologie, Berlin/New York 1986, 40f.

5 Schweizer selbst bezeichnet das enzyklopädische Verfahren als ein *Prinzip*, um das Teilfach aus dem Verständnis »der ganzen praktischen Theologie« abzuleiten. Vgl. *Schweizer*, Pastoraltheorie, 8.

6 Alexander *Schweizer*, Biographische Aufzeichnungen, von ihm selbst entworfen, hg. von Paul Schweizer, Zürich 1889.

In den von seinem Sohn Paul Schweizer verfassten abschließenden Zeilen heißt es, dass die *Glaubenslehre* das alte Lieblingsfach des Vaters gewesen sei.⁷ Interessant ist der Hinweis von Alexander Schweizer, dass die Abfassung der Glaubenslehre durch die seelsorgliche Arbeit und das Predigen im Pfarramt gefördert worden sei.⁸ Daran zeigt sich: Seine theologische Praxis war die eines Generalisten, oder besser Enzyklopädisten. Die Verbindung von praktischer Tätigkeit und akademischer Reflexion wirft Licht auf die Dimension der Praktischen Theologie, die sich nicht auf das Fach reduzieren lässt. Um Missverständnisse zu vermeiden, nenne ich diese Dimension *theologische Praxis in der Kirche*.⁹ Für das Verständnis der Theorie- und Problemgeschichte der Disziplin ist diese Unterscheidung wichtig.

Die Spezialisierung der theologischen Fächer und insbesondere die Etablierung der Praktischen Theologie erfolgte relativ spät. An der Theologischen Fakultät der Universität Zürich wurden mit Walter Berner und Robert Leuenberger erst in den 1960er Jahren Spezialisten berufen. Zuvor wurden die praktischen Fächer sozusagen im Nebenamt betreut – in Zürich beispielsweise durch den Dogmatiker Emil Brunner oder den Bibelwissenschaftler Ludwig Köhler. Praktische Theologie war ein Fall für Theologen, die in ihrer Lehre auf eine reiche pfarramtliche Erfahrung zurückgreifen konnten. Dass Schweizer verschiedene Fächer abdeckte und nebenbei auch als Pfarrer amtierte, war also eher die Regel und bildete – auch im Blick auf deutsche Fakultäten – keine Ausnahme. Dennoch, die Gestaltung und Begründung dieser Disziplin hat ihn zeitlebens beschäftigt. Seine Beiträge zur Praktischen Theologie fallen denn auch in eine entscheidenden Präzessionsphase des Faches, eine Phase, in der das System der wissenschaftlichen Theologie neu organisiert wurde.¹⁰

Dass er den dezidierten Anspruch einer *wissenschaftlichen* Praktischen Theologie vertrat, hat mit dem erwähnten enzyklopädischen Ansatz zu tun. Wozu die Einordnung der Disziplin in ein wissenschaftliches System dienen soll, ist prima vista offensichtlich. Es ging darum, den Praktikern in der Kirche und den akademischen Theologen klar zu machen, dass praktische Theologie *als Wissenschaft* betrieben werden musste. Dieses Anliegen wurde zum Anlass der ersten wichtigen Publi-

7 Ebd., 92.

8 Ebd., 84.

9 Zu dieser Unterscheidung vgl. Ralph Kunz, *Kybernetik*, in: Christian Grethlein, Helmut Schwier (Hg.), *Praktische Theologie: Eine Theorie- und Problemgeschichte*, Leipzig 2007, 607–684, 667 f.

10 Vgl. dazu Christian Albrecht, *Zur Stellung der Praktischen Theologie innerhalb der Theologie – aus praktisch-theologischer Sicht*, in: *Grethlein/Schwier*, *Praktische Theologie*, 7–60, 8 f.

kation Schweizers, der Abhandlung über den Begriff und die Einteilung der praktischen Theologie. Es handelte sich dabei um die Antrittsvorlesung, die Schweizer an der neu gegründeten Zürcher Hochschule im Jahre 1836 hielt.¹¹ Wie der Titel sagt, war es der Versuch, das Fach zu *begründen*. Zum besseren Verständnis seien die Hintergründe etwas erläutert.

2.2 Schleiermacher als Vater der Praktischen Theologie und Schweizer als sein Ziehsohn

Da ist zum einen der Hintergrund der überragenden Lichtgestalt oder, wenn man so will, der Schattenwurf von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Wir sehen beim Lehrer die oben erwähnte Doppelbedeutung der theologischen Praxis; beschäftigte sich Schleiermacher doch mit dem Neuen Testament, Dogmatik, Philosophie, Pädagogik, Ethik und gilt – nicht zuletzt auch aufgrund seiner Predigtstätigkeit – als der Kirchenvater des 19. Jahrhunderts wie auch als »Vater der Praktischen Theologie«.¹²

Man muss den Vater kennen, um den Sohn zu verstehen. Für den jungen Studenten Schweizer war es jedenfalls eine klare Sache, dass er den Meister in Berlin hören musste. Die »Reden«, das epochale Jugendwerk Schleiermachers, hatten ihn, wie viele andere seiner Generation, fasziniert.¹³ In den Reden wird denn auch der Gedanke entfaltet, der für die Praktische Theologie des 19. Jahrhunderts wegweisend werden sollte: *Religion als Gefühl* der schlechthinnigen Abhängigkeit stellt jenseits von Moral und Metaphysik eine eigene Lebensmacht dar.¹⁴ *Theologie* wiederum ist die positive Wissenschaft, die erst im Bezug auf die Ursprünge der Religion im Gemüt, auf die geschichtliche Manifestation und die gedanklichen Implikationen des Gottesbewusstseins hin entfaltet werden kann, also nicht deduktiv, in Ableitung eherner Sentenzen, sondern induktiv, im Blick auf die Praxis betrieben wird. Weil vor 200 Jahren als Instanz und Institution für religiöse Praxis nur die Landeskirche in Frage kommen konnte, ist Praktische Theologie die *Wissenschaft der kirchlichen Praxis*.

11 Alexander *Schweizer*, Ueber Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie, Leipzig 1836.

12 Vgl. dazu Wilhelm *Gräb*, Praktische Theologie als Kirchenleitung: Friedrich Schleiermacher, in: *Grethlein/Meyer-Blanck*, Geschichte der Praktischen Theologie, 67–110.

13 Friedrich *Schleiermacher*, Über die Religion: Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (1799), hg. von Günter Meckenstock, Berlin 1999.

14 Zum Verhältnis Schleiermachers und Schweizers vgl. die Beiträge von Pierre Bühler, Ingolf U. Dalferth und Johannes Fischer in diesem Band.

Von diesem Fundament her und auf diesen Horizont hin entwickelte Schleiermacher die »Kurze Darstellung«. ¹⁵ Das kleine Büchlein war ein Wurf. Seine Prägnanz und innovative Kraft inspirierte die Theologie damals und schuf die Grundlage dessen, was mit dem eigenartigen Wort »enzyklopädisch« gemeint ist: die systematische Neuordnung der inneren und äußeren Bezüge der gesamten Theologie. In diesem Zusammenhang sind auch Schweizers enzyklopädische Versuche immer als »Ableitung der Praktischen Theologie aus dem Zweck der Theologie als ganzer« ¹⁶ zu verstehen.

2.3 Der enzyklopädische Ansatz – zur Begründung einer wissenschaftlichen Begründungsstrategie

Der Drang, der theologischen Erkundung des Religiösen mittels Einteilungen und Zuordnungen eine Fassung zu geben, zieht sich wie ein roter Faden durch das Lebenswerk Schweizers. Nun ist der Hinweis auf den Kirchenvater des 19. Jahrhunderts notwendig, aber nicht hinreichend, um das leitende Interesse am Enzyklopädischen zu erklären. Was steckte dahinter?

Der enzyklopädische Ansatz ist eigentlich eine Begründungsstrategie. ¹⁷ Ich nenne einen äußeren und einen inneren Grund, weshalb am Anfang des 19. Jahrhunderts Begründungen für eine wissenschaftlich betriebene Praktische Theologie nötig geworden waren.

Entscheidend war der äußere Umstand, dass mit der *französischen Revolution* die alten Machtverhältnisse ins Rutschen kamen. Das Kirchenregiment war nicht mehr identisch mit dem Staatsregiment. Das nötigte die Kirchen – und mit ihnen die Theologie – sich Gedanken über die Neukonstituierung der Institution Kirche zu machen. Mit großem Pathos erklärte Schleiermacher in den religiösen Reden, dass die Kirche analog der Republik gebildet werden solle. Es war das Ende der Staatskirche und die Geburt oder präziser: der lange Geburtsprozess der Volkskirche. Es sollte ja in Deutschland, anders als in der reformierten Schweiz, noch einmal ein Jahrhundert dauern, bis die Volkskirche auf die Welt kommen durfte. Da wie dort ging es bei der Frage, wie die Gewichte der Staats- und Kirchenleitung neu zu austarieren seien, auch um die Entstehung der *Zivilgesellschaft*. ¹⁸ Die beteiligten sozialen Ak-

15 Friedrich *Schleiermacher*, *Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen* (1811/1830), hg. von Dirk Schmid, Berlin 2002.

16 *Albrecht*, *Stellung der Praktischen Theologie*, 22 f.

17 Inspiriert für die folgenden Überlegungen wurde ich durch *Gräß*, *Praktische Theologie als Kirchenleitung*, 70 ff. und anderen Darstellungen der Klassiker der Praktischen Theologie in *Grethlein/Meyer-Blanck*, *Geschichte der Praktischen Theologie*.

18 Instruktiv sind insbesondere die Vorworte von Schweizers praktisch-theologischen Schriften. Vgl. *Schweizer*, *Pastoraltheorie*, III.

teure mussten sich neu etablieren und formieren. Die Neukalibrierung der Öffentlichkeiten ging einher mit einem Prozess der funktionalen Differenzierung von Presse, Staat, Kirche und Universität.

Ein Kennzeichen dieser Umbruchphase war die Rollenkumulation wichtiger Männer. Schweizer ist ein Paradebeispiel dafür. Er war im Erziehungsrat, Professor an der Hochschule, Pfarrer am Großmünster und Mitglied der Kirchenleitung. Das führte zwangsläufig zu Spannungen wie am Beispiel des – in diesem Band mehrfach erwähnten – »Straußenhandels« gesehen werden kann.¹⁹ Man stelle sich ein Geflecht von Fäden vor, in das diese Rollenträger verwickelt waren. Zogen sie an einem Faden, bewegte sich das ganze System. Es ging deshalb immer auch um die Klärung von Zuständigkeiten, Rollen und Funktionen. Auch die Kirche musste sich vis-à-vis dem erstarkenden Staat und einer unabhängigen Universität neu organisieren. Der äußeren Neuorganisation entsprach der Umbau innerhalb der Institutionen. Dieser Umbau musste sich wiederum im *Aufbau der Wissenssysteme* abbilden. Hier setzt die enzyklopädische Theologie an.

Erstens wird das theologische Wissenssystem im Verbund und Verband mit den anderen Wissenschaften neu verortet. Lose Fäden müssen neu verknüpft und alte Knäuel entwirrt werden. Wenn es ad extra galt, Staat, Bürgergesellschaft und Kirche den veränderten Verhältnissen anzupassen, musste ad intra das Verhältnis zur Philosophie, zur Ethik und zur Geschichte geklärt werden. Und auch das Verhältnis der Wissensproduktion und Wissensanwendung stand unter Reformdruck. Anders formuliert: Für die Fragen der Wahrheit, der Werte und der Herkunft ist nicht mehr die Kirche allein zuständig. Es gibt eine Welt außerhalb der Kirche, die sich autonom – und nicht mehr heteronom – begründen wollte. Andererseits hat die Theologie die Aufgabe, einer besonnenen Kirchenleitung Argumente zu liefern, um religiöse Heteronomie – Schleiermacher sagt »schlechthinnige Abhängigkeit« – als subjektive und objektive Autonomie der Individuen und Institutionen auszulegen.

Dadurch gerät die Theologie aus Sicht anderer Wissenschaften zunächst unter Legitimationsdruck. Sie ist der Freiheit des Denkens *und* der Treue zur Tradition verpflichtet. Die Spannung lässt auch die Gefahr des Bruchs erkennen. Sie hat Alexander Schweizer ein Leben lang beschäftigt. Ja, man kann seine Praktische Theologie als Versuch interpretieren, dem drohenden Bruch zwischen einer Theologie, die sich ohne Rücksicht auf das Dogma entwickelt und ganz auf die Vernunft setzt, und einer Religion, die sich von der Aufklärung abwendet und den Glauben zur Sache des Gehorsams erklärt, vorzubeugen. Denn die

19 Zum »Straußenhandel« vgl. insbesondere den Beitrag von Carlo Moos in diesem Band.

Gefahr des Bruchs war dem *Vermittlungstheologen* ständig vor Augen. Und dort, wo es schon zum Bruch gekommen war, galt sein Pathos dem Versuch, die Verbindung zwischen Denken und Glauben wieder herzustellen, also eine denkerisch verantwortete Gläubigkeit und eine religiös fundierte Vernunft zu begründen oder überzeugend darzulegen, warum Praktische Theologie im Haus der Wissenschaften gelehrt wird.²⁰

Man kann das praktisch-theologische Denken Schweizers nur im größeren Zusammenhang dieser Transformationsprozesse verstehen.²¹ Es ist deshalb symptomatisch, dass Schweizer seine akademische Laufbahn unter dem Eindruck dieser Entwicklungen mit dem Versuch einer »Eintheilung« der Praktischen Theologie begonnen hat.²² Der Auftakt ist bezeichnend. Schweizer blieb als Praktischer Theologe in erster Linie an der theoretischen Grundlegung des Faches interessiert. Der Eindruck stellt sich auch bei der Lektüre der beiden Werke ein, die sich mit dem Gottesdienst und der Seelsorge beschäftigen. »Begriff und Einteilung« ist also gewissermaßen das Programm, an das sich Schweizer ein Leben lang gehalten hat. Werfen wir einen Blick auf die Programmschrift.

2.4 »Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie«

2.4.1 Die leitenden Unterscheidungen

Was auf den ersten Blick nach theoretischer Trockenübung aussieht, ist auf dem erwähnten Hintergrund der grundlegenden Neu- und Umorientierung der Kirche eigentlich recht brisant. Es ging um nichts weniger als das Theologie- und Kirchenverständnis einer neuen Epoche. Man muss freilich gleich hinzufügen, dass Schweizers Entwurf vom Genius des Meisters in Berlin lebt.²³ Schleiermacher hat in seiner kurzen Darstellung mit den Unterscheidungen zwischen der Theoretischen und Praktischen Theologie, dem Kirchenregiment und dem Kirchendienst sowie der gebundenen und freien Tätigkeit die Logik des Systems vorgegeben. Schweizer übernimmt diese Unterscheidungen.

20 Vgl. dazu *Schweizer*, Ueber Begriff und Eintheilung, 4ff.

21 Einen Überblick über das gesamte praktisch-theologische Schaffen Schweizers bietet in diesem Band Christian Moser (»Forschung, Lehre, Praxis: Die praktisch-theologischen Wirkfelder Alexander Schweizers im Überblick«).

22 Alexander Schweizer listete die Werke in seinen biographischen Aufzeichnungen, 80 auf: »Aus den akademischen Vorlesungen selbst hervorgegangen sind die praktisch theologischen Schriften über »Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie« 1836, die Abhandlung über »wissenschaftliche Konstruktion der Pastoraltheologie« in den theologischen Studien und Kritiken 1838; der Leitfaden zum Konfirmandenunterricht 1840, den ich in zweiter Auflage erscheinen zu lassen der Buchhandlung verweigerte, weil eine Umarbeitung nötig gewesen wäre, die fast etwas anderes und neues dargeboten hätte; »die Homiletik« 1848, endlich die Pastoraltheologie 1875.«

23 Einen eigenen Akzent setzt Schweizer mit der Stellung der *Halieutik*. So auch *Grethlein/Meyer-Blanck*, Geschichte der Praktischen Theologie, 9f.

In der ersten Unterscheidung der *theoretischen und praktischen Theologie* geht es darum, das Wissen, das sich auf den Ursprung, die Entwicklung und die Idee des Glaubens bezieht vom Wissen abzuheben, das über die Umsetzung des Glaubens in der Praxis nachdenkt.²⁴

In der zweiten Unterscheidung von *Kirchenregiment und Kirchendienst* geht es darum, die unterschiedlichen Aufgaben von Führung und Leitung innerhalb der Kirche zu differenzieren. Heute würden wir sagen: die Funktionen der strategischen Führung und der operativen Leitung zu identifizieren und zu sortieren.²⁵

In der dritten Unterscheidung der gebundenen und freien Tätigkeit geht es darum, das protestantische Prinzip der Ableitung des Amtes aus dem allgemeinen Priesteramt als Leitprinzip der praktischen Ekklesiologie zu erklären.

Es liefern die drei Unterscheidungen also die Baulongik der »Eintheilung«. ²⁶ Welchen Stellenwert hat diese Einteilung in der gegenwärtigen Theoriediskussion?

2.4.2 In der Dachkammer des theologischen Theoriegebäudes

Die Gliederung der Unterdisziplinen ist immer noch einleuchtend und – sieht man von der Begrifflichkeit einmal ab – bis heute mehr oder weniger als Grundlage akzeptiert. Die Tatsache, dass diese Einteilung bis dato in Gebrauch ist, bedeutet freilich nicht, dass sie unkritisch rezipiert wird.²⁷ Die ersten Kritiker meldeten sich schon im 19. Jahrhundert. Ein prominente Stimme gehörte Friedrich Niebergall. Er meinte, die Enzyklopädie markiere künstlich Wissenschaft, indem sie beim Versuch, die Tätigkeiten aus der Erfahrung in der theologischen Dachkammer zu ordnen, lediglich die Gestelle mit *gelehrter Begrifflichkeit* beschrifte.²⁸ Die Kritik weist tatsächlich auf eine Schwachstelle des enzyklopädischen Projekts hin. Niebergalls Bild der *Dachkammer* liefert einen weiteren Hinweis darauf.

Man befindet sich in der obersten Etage des Theoriegebäudes. Schleiermacher spricht im Baumbild bezeichnenderweise von der Baumkrone. Beim einen oder anderen Praktischen Theologen lösen diese Bilder vielleicht Hochgefühle aus. Dafür gibt es keinen Grund. Denn die höheren Gefilde sind nur über die unteren zugänglich. Die Praxis hat ein historisches und systematisches Fundament. Wissenschaftlich ist die Prakti-

24 Schweizer, Ueber Begriff und Eintheilung, 17ff.

25 Ebd., 28 ff.

26 Vgl. oben Christian Moser, Forschung, Lehre, Praxis: Die praktisch-theologischen Wirkfelder Alexander Schweizers im Überblick, Abschnitt 2.1.

27 Vgl. dazu Grethlein/Meyer-Blanck, Geschichte der Praktischen Theologie, 46–61.

28 Vgl. Friedrich Niebergall, Lehre von der kirchlichen Gemeindeerziehung auf religionswissenschaftlicher Grundlage, Bd. 1, Tübingen 1918, 11f. meinte, es sei aus den vielen Fremdwörtern der Versuch abzulesen, die »Tätigkeiten aus der Erfahrung [...] wissenschaftlich herauszuputzen, um alles zusammen mit schwierigen enzyklopädischen Künsten in der Dachkammer des theologischen Hauses unterzubringen.«

sche Theologie nur und insofern sie sich mit der Geschichte und dem Ideal der Theologie verbinden lässt. Das gilt selbstredend auch für die Einteilung innerhalb der Teildisziplinen.²⁹ In allen Schriften Schweizers ist dieses Prinzip leitend. Die Praxis lässt sich wissenschaftlich nur in der Ableitung ihrer Entstehungsgeschichte und als Anleitung zum Idealtypus erfassen.

Aus heutiger Sicht weist der enzyklopädische Ordnungsversuch ein eklatantes Defizit auf.³⁰ Wenn die Praktische Theologie gleichermaßen die Vorgaben der Historischen und Philosophischen Theologie der Kirchenlehre übernimmt, entwickelt sie kein eigenes ekklesiologisches Fundament und vor allem hilft sie nicht mit, die Kirchentheorie weiter zu entwickeln.³¹ Die Frage, wie *Erfahrung* theoretisch verarbeitet wird, bleibt ungelöst. Es wäre gewiss verfehlt, (ausgerechnet) Schweizer diesen Vorwurf zu machen, aber es ist sicher nicht falsch, seine Einteilung im größeren Zusammenhang der Theoriegeschichte als einen Anfang des enzyklopädischen Projekts zu verstehen, das hundert Jahre später von Gerhard Ebeling aufgegriffen und weiterverfolgt wurde.³²

3. Schweizers enzyklopädische Homiletik

3.1 *Das Interesse an einer systematischen Homiletik*

Um einen vertieften Einblick in die Arbeitsweise Schweizers zu gewinnen, empfiehlt sich die Lektüre seiner Predigtlehre.³³ Schweizer begründet sein Vorhaben damit, dass in den vorhandenen homiletischen Entwürfen »die organische oder systematische Methode noch so gänzlich vernachlässigt«³⁴ sei. Sein Entwurf beginnt bezeichnenderweise mit ei-

29 *Schweizer*, Ueber Begriff und Eintheilung, 37f.

30 Vgl. dazu *Albrecht*, Stellung der Praktischen Theologie, 38–57. Dieses Defizit muss auch in anderen Praxistheorien mit geisteswissenschaftlichem Hintergrund konstatiert werden. Vgl. dazu *Nico Stehr*, Praktische Erkenntnis, Frankfurt a.M. 1991.

31 Darauf hat schon Carl Immanuel Nitzsch hingewiesen. Vgl. dazu *Kunz*, Kybernetik, 629–632.

32 Immer noch unübertroffen ist Gerhard *Ebeling*, Studium der Theologie: Eine enzyklopädische Orientierung, Tübingen 1975.

33 Sie ist die einzige praktisch-theologische Schrift Schweizers, die eine gewisse Wirkungsgeschichte entfaltet hat. Schweizers Einteilung in prinzipielle, materielle und formale Homiletik wurde u.a. von Alfred *Krauss*, Lehrbuch der Homiletik, Gotha 1887 übernommen und im 20. Jahrhundert von Rössler rezipiert. Vgl. Dietrich *Rössler*, Grundriss der Praktischen Theologie, 344ff. Auch Hans Martin *Müller*, Homiletik: Eine evangelische Predigtlehre, Berlin/New York 1996, 171–312 übernimmt das dreifache Raster im systematischen Teil seiner Predigtlehre.

34 *Schweizer*, Homiletik der evangelisch-protestantischen Kirche systematisch dargestellt, Leipzig 1848, III.

ner kürzer gefassten Darstellung der Einteilung von 1834. Die Grundlinien der Architektur werden im Vorwort knapp zusammengefasst:

»Der Kirchendienst ist die Amtsthätigkeit des Geistlichen in der Gemeinde, die Theorie ist die Lehre von derselben. Die Eintheilung ist im Begriff der Gemeinde und des Amtes gegeben: cultische, pastorale und halieutische Sphäre. Im Kirchendienst liegen eine bestimmt normirte und eine frei zugemuthete Seite. Diese Theilung kreuzt sich mit der erstern. So entstehen drei Hauptgebiete, deren jedes zweiteilig ist. Die Disciplinen der gebundenen Seite sind bestimmt abhängig vom Kirchenregiment.«³⁵

Es folgt nun die Theorie des Kirchendienstes – allerdings auf die Sphäre des Gottesdienstlichen beschränkt. Es geht also um die Begründung der Homiletik als der *freien Seite des Cultus*.³⁶ Es wird daran noch einmal das Leitinteresse Schweizers und seine deduzierend-induzierende Methodologie deutlich erkennbar. Wissenschaftlich ist eine Praktische Theologie, wenn sie das Spezielle vom Allgemeinen ableitet, von der Grundlegung zur Ausführung und vom Geistigen zum Körperlichen kommt.³⁷ Der letzte Paragraph demonstriert, wohin der Denkweg in der Homiletik führt. Schweizer schließt mit Überlegungen zur »Action, Diction und Gesticulation« der Rede.³⁸

Alles ist streng durchdacht.³⁹ Oder anders ausgedrückt: Wir haben den Entwurf einer Lehre vor uns, die bis in die kleinste Verästelung hinein Praxis theoretisch zu zähmen versucht. Im Bild gesprochen: Alles muss ins Haus, alles hat seinen Platz. Schweizers Lehre ist einem Gebäude vergleichbar, in dem sich die Logik des Grundrisses in jedem Zimmer widerspiegelt. Es geht vom Prinzipiellen zum Materiellen zum Formellen. Er nennt dieses Verfahren »Ausscheidung« oder »Ausmittlung«.⁴⁰

3.2 Zur Theorie des Cultus

Das Interesse an der »Ausmittlung« ist auch im Aufbau der Theorie des Cultus zu entdecken. Es herrscht auch hier die strenge Ableitung vom Allgemeinen zum Besonderen. In der Abfolge vom »Cultus überhaupt« (I)⁴¹ über den »christlichen Cultus« (II)⁴² zum »evangelisch-

35 Ebd., VI.

36 Dazu das Urteil von Krauss, Lehrbuch der Homiletik, 13: »Mit besonderer Ausführlichkeit und Scharfsinn handelt von der Predigt als Stück des Kultus und von der Homiletik als Schwester der Liturgik Alexander Schweizer in der Einleitung seiner ›Homiletik‹ (1848). Ihm schliessen sich in der Hauptsache an: Palmer, Henke, Harnack, Hagenbach, Zetzschwitz und Oosterzee.«

37 Zu diesem Verfahren vgl. Schweizer, Ueber Begriff und Eintheilung, 16 ff.

38 Schweizer, Homiletik, 391–405.

39 So auch Müller, Homiletik, 109 f.

40 Schweizer, Homiletik, 1–7.

41 Ebd., 41–59.

42 Ebd., 60–76.

protestantischen Cultus« (III)⁴³ ist allerdings eine zweite Logik am Werk. Schweizer verpackt die Idee der reformierten Identität in seine Ordnung und interpretiert sie als Resultat einer *Reinigung*. Der Cultus, der überhaupt der Erbauung der religiösen Gemeinde dient, ist Grundlage des christlichen Gottesdienstes, wird aber durch die Erlösung in Christo in seine protestantische Reinform gehoben.⁴⁴

Was muss gereinigt werden? Was ist das Reine? Die Antwort ist dezidiert: Der reine Erlösungsgedanke und der entsprechende Cultus sind im römischen Typus erstarrt und durch die Reformation wieder befreit worden.⁴⁵ Die polemische Spitze mag heute irritieren. Auf dem Hintergrund des Kulturkampfes ist sie verständlich. Die Konfessionen waren dabei, sich neu zu erfinden.

Bemerkenswert ist, dass Schweizer seine Protestanten nicht ganz ungeschoren davonkommen lässt. Sie haben nämlich das Liturgische vernachlässigt und die Rede in den Vordergrund gestellt.⁴⁶ Dieser Punkt ist interessant! Schweizer selbst bezeichnet ihn im Vorwort als einen Angelpunkt seiner Lehre.⁴⁷ Denn im Unterschied zur Tradition und insbesondere zum anderen Schleiermacherschüler und Streitpartner Carl Immanuel Nitzsch hat Schweizer mit der Grundlegung der Homiletik in der Kultustheorie eine Zuordnung vorgenommen, die eine wichtige Einsicht Schleiermachers (besser) aufnimmt.⁴⁸ Die Lehre von der Predigt wird der kultischen Darstellung untergeordnet.

Schweizer entwickelt den Begriff des Homiletischen aus dem Kultischen.⁴⁹ Der Obersatz ist nötig, um über die Vermittlung des Begriffs der *Darstellung* zuerst systematisch und dann historisch zu zeigen, wie in der Predigt – ich sag es in moderner Begrifflichkeit – Liturgisches, Seelsorgliches und Didaktisches appliziert wird.⁵⁰ Diese drei Aspekte entsprechen wiederum den drei Hauptgenera der klassischen Rede, dem *movere*, *delectare* und *docere* und werden als drei Momente im Idealtypus der Predigt im »vollen und entwickelten Gottesdienst« vereinigt.⁵¹

43 Ebd., 77–101.

44 Schweizer begründet – ein Zirkelschluss – das Eigentümliche und Absolute des christlichen Gottesdienstes mit dem absoluten Wesen der christlichen Religion. Ebd., 60ff.

45 Die Leithese ebd., 77 lautet: »Der evangelisch-protestantische Cultus hat die Verneinung der römisch-katholischen Verunreinigung des Christentums und die Wiederherstellung des reinen Christentums mittels des Verkehrs mit der Heiligen Schrift darzustellen.«

46 Ebd., 79.

47 Ebd., IV.

48 Vgl. dazu Müller, Homiletik, 112. Nitzsch unterscheidet weniger scharf zwischen Kultus- und Missionspredigt, weil die Gemeinde als »actuoses Subject« (Nitzsch, Praktische Theologie, Bd. 1, 110, zit. in Müller, ebd.) beide Formen der Verkündigung trägt bzw. in beiden Fällen das Gegenüber des Wortes Gottes bildet.

49 Schweizer, Homiletik, 115.

50 Ebd., 96.

Ich breche die Exegese der Homiletik an dieser Stelle ab. Das Prinzip ist erkannt und es soll die Praktische Theologie Schweizers einer *kritischen* Würdigung unterzogen werden.

4. Versuch einer kritischen Würdigung Schweizers

4.1 Versuch einer Würdigung

Zweifellos gehörte Schweizer im Umfeld der akademischen Theologie seiner Zeit zur ersten Liga. Karl Barth, der gewiss nicht als Freund von Alexander Schweizer gelten kann, kredenzt dem Kollegen:

»Wenn man sich klar macht, dass die Theologie Schweizers formal sicher einen Spitzenleistung, einen der wenigen Höhepunkte der systematischen Theologie darstellt, und wenn man sich weiterhin klar macht, wie repräsentativ sie für den ganzen Typus einer liberalen Theologie gewesen ist, dann ist sie, auf das Ganze des theologischen Charakters des ganzen Jahrhunderts gesehen, gewiss ein Nachdenken erregendes Symptom.«⁵²

Dass Schweizer theologisches Denken auf höchstem Niveau praktizierte, lässt sich auch an der raffinierten Systematik seiner Homiletik ablesen.⁵³ Im Blick auf die gegenwärtige Diskussion fällt weiter auf, mit welchem Pathos das enzyklopädische Projekt die Begründung der Disziplin mit dem Ideal des protestantischen Prinzips verknüpft. Schweizer schreibt eine Homiletik mit dem Anspruch, Ordnung zu schaffen und Orientierung zu geben. Aus heutiger Sicht lässt sich sagen, dass ihm das auch gelungen ist.⁵⁴ Wie weit seine akademischen Schriften über akademische Kreise hinaus dazu beigetragen haben, die Praxis zu verändern, ist schwierig zu beurteilen.

Für den unmittelbaren Kontext gilt zweifellos, dass Schweizer mit seiner theologischen Praxis etwas bewirkt hat. Ein wichtiger Faktor für diese Wirksamkeit ist Schweizers *Nähe zur Kirche*.⁵⁵ Das hat zum einen

51 Die Leitthese ebd., 133 lautet: »Der volle und entwickelte homiletische Vortrag, d. h. die Predigt, wird also von einem dargelegten Gebiete des Gemeinglaubens als von der eigentlichen cultischen Wurzel aus zur anwendenden Paränese, die wesentlich den pastoralen Charakter hat, und zur halieutischen Erweckung fortschreiten. Je mehr bloss eins dieser Momente den Vortrag erfüllt, desto mehr muss dieser aus dem vollen und entwickelten Gottesdienst in den blossen Nebengottesdienst zurücktreten.«

52 Karl Barth, Schweizer, in: *ders.*, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert: Ihre Vorgeschichte und Geschichte, Zürich 1981, 522.

53 So auch das Urteil des Zeitgenossen Christian Palmer, Evangelische Homiletik, Stuttgart 1887, der freilich von »geschlossener Systematik« (62) spricht.

54 Vgl. dazu das Urteil von Alfred Krauss, Homiletik, 13.

55 Schweizer reflektiert diese Nähe auch theoretisch in seiner Pastoraltheorie. Vgl. dazu Alexander Schweizer, Pastoraltheorie oder die Lehre von der Seelsorge des evangelischen Pfarrers, Leipzig 1875, 259 ff.

mit den überschaubaren Verhältnissen in Zürich zu tun. Alles ist nahe, wenn auch in einer höchst dynamischen Entwicklung begriffen: der junge selbstbewusste Staat, die wachsende Universität und die alte Kirche. Und ebenso wichtig für die positive Entwicklung war das Gelingen der bürgerlichen Revolution! Zürich erholte sich rasch vom Putsch der Konservativen. Die freiheitsliebenden Kräfte waren nicht aufzuhalten. Es brauchte in dieser Phase besonnene Vermittler.⁵⁶ Der Scharfsinn, die Besonnenheit und die systematische Sorgfalt, mit der Schweizer diskutierte, stärkte die vermittelnden Kräfte, die sich für die Einheit der Zürcher Protestanten einsetzten.

Es wäre nun sicher vermessen, dem Zürcher Theologen Kongenialität zu Schleiermacher zu attestieren. Schweizer war und blieb der Schüler, aber er hat den Meister kapiert und nicht nur kopiert. Und er hat – ähnlich wie Carl Immanuel Nitzsch – einiges gründlicher bedacht als sein Lehrer. Vor allem bei der Verhältnisbestimmung von Kirchenregiment und Kirchendienst zeigt sich ein Charakteristikum seiner Vermittlungstheologie: Schweizer will kein klerikales Kirchentum, vermeidet aber auch die Enge der Gemeindekirche.⁵⁷

4.2 *Der Zwiespalt des enzyklopädischen Projekts*

Nun muss aber auch vom *Zwiespalt des enzyklopädischen Projekts* die Rede sein. Das 19. Jahrhundert war die Zeit der großen Lexika: Duden, Brockhaus, Religion in Geschichte und Gegenwart. Es fällt mir als Kind der Computergeneration nicht schwer, die Idee, dass man alles sammeln und ordnen kann, als irrig zu bezeichnen. Wir wissen, dass es gar nicht möglich ist, alles zu wissen. Auf jeden Fall stößt das enzyklopädische Verfahren, wie es Schweizer vorschlägt und durchführt, unweigerlich an methodologische und zeitökonomische Grenzen. Andererseits verdient das Anliegen auch unseren Respekt. Es bleibt dabei: die historische und systematische Durchdringung des Stoffs der Praktischen Theologie ist für das Verständnis der Gegenwart unerlässlich. Es ist bezeichnend, dass in der praktisch-theologischen Forschung und Lehre die Fleißarbeiten der Väter wie Nitzsch, Palmer und eben Schweizer dafür immer noch die Grundlage bilden.

Das enzyklopädische Projekt erhebt den Anspruch, praktisch-theologisches Wissen in das größere System der Theologie und Wissenschaft einzufügen, um dieses Wissen für die besonnene Kirchenleitung einzusetzen. Die Schüler Schleiermachers haben diesen Auftrag ihres Meisters

56 Vgl. dazu die kritische Darstellung Schweizers in Markus *Baumgartner*, *Ins Netz verstrickt: Beobachtungen zum Denkmuster des sogenannten Vermittlungstheologen Alexander Schweizer*, Bern u. a. 1990 (Europäische Hochschulschriften XXIII/424).

57 *Schweizer*, *Ueber Begriff und Eintheilung*, 23 ff.

angenommen. Es bleibt dennoch ein Unbehagen. So wie hier Praktische Theologie angepackt wird, kann es keine Entwicklung und keine Überraschungen mehr geben. Es ist alles gesagt, gelöst und eingelöst. Man ahnt, weshalb von Entwürfen im 19. Jahrhundert trotz der verarbeiteten Stofffülle wenig bleibende praktisch-theologische Impulse geblieben sind.

4.3 Barths Urteil über Schweizer

4.3.1 Major domus

Die schärfste Analyse des enzyklopädischen Ansatzes hat Karl Barth vorgelegt. Die Ahnung wird zur Gewissheit! Barth lässt in seiner protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts keinen Zweifel daran aufkommen, dass etwas mit dem Fundament dieses Theoriegebäudes nicht stimmt. Sein Urteil ist eine Abrechnung, eine Interpretation und Rekonstruktion oder besser Dekonstruktion der theologischen Entwürfe des vergangenen Jahrhunderts, die erbarmungslos alle Schwächen nennt, ohne ihre Stärken zu würdigen. Eine ganze Epoche wird verurteilt. Auch Schweizer gehört zu den Opfern dieser theologischen Justiz. Es mag deshalb überraschen, dass ich seine Kritik an dieser Stelle aufnehme, und ich schulde zunächst eine Begründung: Ich finde Barths Verurteilung von Schweizer aufschlussreich, weil sie Erhellendes zur Aufklärung der eingangs erwähnten Nahtstelle der »reformierten Identität« beisteuert.

Barth sieht nämlich Schweizers Versuch, mit der Zentrallehre der allmächtigen Vorsehung und Regierung einen Unionsprotestantismus zu begründen, mit großer Skepsis.⁵⁸ Er vermutet, dass man so zwar »ein einziges friedliches Ganzes« bilden und wohl auch ein paar unangenehme Dogmen zu den mittelalterlichen Irrtümern zählen könne.

»So wird es möglich, dass Schweizer sich in schneidigster Modernität und Ungebundenheit zugleich ehrfurchtsvoll in den Schatten Zwinglis und Calvins, in den Zusammenhang der ganzen theologischen Tradition zu stellen bewusst ist – keine Rede von Heteronomie, keine Rede aber auch von ungebändigter Autonomie.«⁵⁹

Schweizer sei den Weg zu Ende gegangen, auf dem Schleiermacher erst Schritte getan habe. Müheloser und freier als dieser könne er überliefertes Christentum und modernes Bewusstsein vermitteln. Diese Vermittlung sei bei ihm »vollendetes Ereignis, Zustand geworden«, und »er hat bis in den letzten Winkel hinein ein gutes Gewissen bei seinem Tun. Er steht schon in der Mitte.«⁶⁰

58 Zu Schweizers »Centraldogmen« vgl. den Beitrag von Pierre Bühler in diesem Band.

59 *Barth, Schweizer*, 517.

60 Schweizer zweifelt an der Lehre des vorsprachlichen Gefühls und betont die Rolle der kirchlichen Lehre. Erfahrung wird das Gefühl erst im Zirkel mit der Lehre. Und

Das alles ist natürlich sarkastisch geredet. Barth geht es darum, den losen Stein im Denkgebäude Schweizers zu lockern und auf den theologischen Schutthaufen des Jahrhunderts zu werfen. Es ist in der Tat der Eckstein! Denn für Schweizer läuft alles darauf hinaus, dass in der Glaubenslehre der »*glaubbare* Glauben« als christliche Wahrheit, die in uns lebt, darstellbar ist, weil die Entwicklung der Kirche ein »Fortschreiten zu immer reinerem Glauben und beständiges Abstreifen abergläubiger Beimischungen« sei.⁶¹ Mit messerscharfem Blick erkennt Barth den ungeheuren Anspruch, der sich in diesem Selbst- und Theologieverständnis offenbart. Es ist der moderne Fortschrittsglaube, der alle Fäden der Entwicklung zu einem roten Faden verknüpft. Die fortschreitende Reinigung des Glaubens endet in der Gegenwart – als Vollendung. Die Glaubenslehre legt den christlichen Glauben der erreichten *Entwicklungsstufe* des kirchlichen und theologischen Bewusstseins aus.⁶²

Barth sieht Schweizer als einen, der sich selbst als »Vollstrecker des Willens der Vorsehung« sieht. Möglich mache das Schleiermachers Ansatz. Er erlaube, Wahrheitsmomente der Aufklärung in die Glaubenslehre hineinzunehmen. Deshalb habe Schweizer die Not der Apologetik hinter sich gelassen und könne aus dem Leben der Kirche schöpfen.

»Nicht als ängstlicher Advokat, sondern als fröhlich und überlegen wirkender *major domus* verwaltet er die christlichen Angelegenheiten. Er ist seiner Macht über sie so sicher wie seiner selbst, und seiner selbst ist er ganz ausserordentlich sicher. Von da aus wird Schweizer ganz von selber zum Kritiker aller Extreme.«⁶³

4.3.2 Überlegenheit als Schwachstelle

Barths Analyse (vor allem der Glaubenslehre) ist erhellend, weil sie Licht auf die Architektur von Schweizers ganzem theologischem Bau wirft. Es geht in immer reineren Stufen vom Religiösen, zum Christlichen, zum Protestantischen. Es wundert nicht, dass Barth den Zürcher Theologen als »Weltüberblicker, der jedes Ding säuberlich an seinen Ort zu stellen weiss«⁶⁴ bezeichnet und die Frage stellt, ob denn die Position des theologischen Enzyklopädisten überhaupt eine menschliche Möglichkeit sei.⁶⁵

diese vollendet sich in der Lebenserfahrung der gegenwärtigen Kirche. Vgl. dazu *Baumgartner*, Netz, 36. Barth erwähnt zwar Schweizers Schleiermacherkritik, ebnet sie aber mit seiner Schweizerkritik gleich wieder ein. Das ist insofern bemerkenswert, als Barth in seiner eigenen theologischen Lehre später auf Schweizers Anfragen zurückkommt, wengleich mit anderen Akzenten.

61 *Barth*, Schweizer, 518.

62 Vgl. unten Johannes *Fischer*, Alexander Schweizer als Ethiker, Abschnitt 2.

63 *Barth*, Schweizer, 519.

64 Ebd.

65 Ebd., 521.

Natürlich, Barth wird mit seiner Interpretation der Glaubenslehre Schweizers Praktischer Theologie in vielerlei Hinsicht nicht gerecht. Aber er deckt eine entscheidende Schwachstelle der enzyklopädischen Theologie auf – ihre Überlegenheit! Es ist jenes Pathos der Vollendung, das uns heute so merkwürdig berührt – selbst bei der Lektüre einer Schrift wie der Homiletik. Der *major domus* räumt den Dachstock auf. Das ist vielleicht der schwerste Vorwurf, den Barth Schweizer macht, dass bei ihm »der wohlverstandene *status quo* das Mass aller Dinge ist«. ⁶⁶

Nun mag man das alles als Polemik abtun, die 1933 wohl ihren Sinn hatte, aber heute nicht wiederholt werden muss. Man wird sich auch daran erinnern, dass Barth ähnlich heftig angegriffen wurde. Aber es geht mir nicht darum, Barth auszulegen, sondern darum, dass seine Auslegung von Schweizer ein Stück reformierte Kirchen- und Mentalitätsgeschichte beleuchtet, die kritisch aufgearbeitet werden muss. Weder ist der Protestantismus die reinste Form einer Erlösungsreligion noch lassen sich Offenbarung und Vernunft enzyklopädisch versöhnen. Insofern bleibt Barths Frage aktuell: »Musste sie [die Theologie] nicht sterben an der Reinlichkeit, in der sie hier triumphierte?« ⁶⁷

Gerade weil Barth einen Kerngedanken von Schweizers theologischem Schaffen erfasst hat, soll der Kritiker *und* der Kritisierte im Gedächtnis bleiben. Beide sind zusammen »ein Nachdenken erregendes Symptom«. Wir müssen uns heute an Schweizer erinnern, weil wir an ihm und mit ihm ein Stück unserer Freiheitsgeschichte – im Guten wie im Schlechten – erkennen. Und so höre ich aus der Anfrage des Kritikers auch eine Anfrage an uns:

»Sind wir tapfere, unentwegte, immer energischer vom Paganismus und Judentum uns reinigende Protestanten, so ist alles gut; denn damit sind wir implicite auch Christen und religiöse Menschen überhaupt. Nicht ums Vorwärtskommen, sondern nur ums Weiterkommen kann es sich jetzt handeln, um die Frage, wie sich das Schifflein der protestantischen Kirche durch die erregten Wellen der Zeit, zwischen römischen Aberglauben und modernen Unglauben hindurch wieder ein bisschen weiter steuern lasse. Extreme nun, extreme Gläubigkeit sowohl wie extreme Ungläubigkeit, könnten bei diesem Geschäft nur stören.« ⁶⁸

4.3.3 Irenisches Schlusswort

Der eristische Basler soll nicht das Schlusswort haben. Vermittelnd sage ich, dass das enzyklopädische Verfahren für die Praktische Theologie eine Herausforderung bleibt. Es geht darum, den Blick für das Gesamte

66 Barth, Schweizer, 521 fährt fort, Schweizer sei ein Kirchenmann, »der echte rechte – es soll das kein Schimpfwort sein – ins Protestantische übersetzte Grossinquisitor Dostojewskis.«

67 Ebd., 523.

68 Ebd., 521.

der Theologie zu behalten, die Verbindungen zur Systematik nicht aus den Augen zu verlieren und den Stoff auch historisch zu kennen. Es geht um die Möglichkeit einer Theologie, die das Pathos für die göttliche Wahrheit mit der Gelassenheit der Geschichte und dem Ethos intellektueller Redlichkeit verbindet. So ist mein Schlusswort irenisch (und auch ein wenig ironisch): Alexander Schweizer war ein Kirchenvater im 19. Jahrhundert, der dieses Anliegen beispielhaft verkörperte. Dass sein »Sohn«, der Kirchenvater im 20. Jahrhundert, ihn dafür kritisieren musste, hindert den Enkel im 21. Jahrhundert nicht daran, beiden Respekt zu zollen.